

Literatur des Auslandes.

N^o 69.

Berlin, Montag den 10. Juni

1833.

Frankreich.

Die Bevölkerung der Erde, nach Adrian Balbi.

Nr. 54 des „Magazins“ theilte unter der Rubrik „Mannigfaltiges“ die numerischen Resultate über die Bevölkerung der Erde mit, wie sie Herr Cyriés in seiner neuesten Schrift: *Recherches sur la population du globe terrestre*, eruiert hat. Wir wollen hier jene Resultate keinesweges einer Diskussion unterwerfen, zumal uns das Originalwerk nicht zu Gebote steht; interessant genug aber dürfte es wohl erscheinen, die Statistiker und Gelehrten, die diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit gewidmet, hier zu konfrontiren, ihre abweichenden Resultate, die blindlings auf Treu und Glauben von tausenden der geographischen Büchermacher abgeschrieben wurden, hier zusammenzustellen und so auf eine Differenz zwischen dem Minimum und Maximum der Angaben von nicht minder denn 3940 Millionen Seelen gelegentlich aufmerksam zu machen.

Eine Anzahl von 3940 Millionen Seelen von weißer, schwarzer und verschiedener Farbe ist gewiß einer ausführlicheren Erörterung nicht ganz unwerth; sie sind darum hier ein Plätzchen in der Weise, wie sie Herr Adrian Balbi in seinem neuesten Werke: *Abrégé de Géographie, rédigé sur un nouveau plan etc.* Paris 1833 (1 Vol. gr. 8. CXL und 1392 Seiten sehr engen Drucks) gemacht hat, — welches Werk, beiläufig gesagt, noch im Laufe dieses Jahres von einem Verein wissenschaftlich gebildeter Männer, denen die Kultur der Geographie ganz besonders obliegt, in Deutscher Bearbeitung erscheinen wird.

Ungeachtet der sich widersprechenden Angaben über die Bevölkerung der Erde, welche seit zwei Jahrhunderten bekannt geworden und noch in unseren Tagen sich erneuern, ist gleichwohl die Kenntniß der Näherungszahl der Erdbewohner für diejenigen keine unauf lösbare Aufgabe, welche die statistische Geographie zum Gegenstand ihrer sorgfältigsten Arbeiten gemacht haben. Bei der Untersuchung dieser, wie bei der so vieler anderen Wahrheiten, bei denen der fragliche Gegenstand theils in an und für sich veränderlichen Elementen besteht, theils aus sehr verschiedenen Quellen kommt, muß man vor Allem damit anfangen, nur die Elemente zusammenzufassen, die unter sich vergleichbar sind, und sodann diejenigen vorzugsweise herauszuwählen, die eine besondere Erörterung verdienen. Die erste Bedingung dieser Aufgabe erfüllt man, wenn man alle Angaben zusammenfaßt, die sich auf ein und dieselbe Epoche beziehen, oder wenigstens auf Epochen, die eben nicht zu weit von einander getrennt sind; — die zweite Bedingung erfüllt man dadurch, wenn man alle jene Schätzungen ausschließt, die einleuchtend irrig sind, da sie sich weder auf unmittelbare Thatsachen, noch auf bestimmte Folgerungen gründen. Verfährt man auf diese Weise, so wird man jenen ungeheuren Widerspruch in den Angaben über die Zahl der Bewohner ein und derselben Gegend schwinden sehen, jenen Widerspruch, der mehr als einmal der statistischen Geographie ungeredete Vorwürfe und neuerdings sogar Schmähungen von einigen Gelehrten zugezogen, die, so achtbar sie auch sonst sind, doch in diesem Zweige der Wissenschaft als Fremdlinge erscheinen.

Vorher wir indeß die vergleichende Uebersicht der wichtigsten Angaben über die Bevölkerung der Erde mittheilen, wie sie die Gelehrten und Geographen bekannt gemacht haben, müssen sämmtliche Länder der Erde in zwei Klassen getheilt werden; nämlich erstens in solche Länder, die wirklich in das Gebiet der Statistik im eigentlichen Sinne gehören, und zweitens in solche, die noch nicht dazu gehören.

Die erste Klasse begreift alle die Länderräume, deren Bevölkerung durch wirkliche Zählungen bestimmt worden, welche, wenn sie allgemein sind, das heißt, wenn sie alle Bewohner ohne Ausnahme einschließen, die einzigen sind, die bestimmte Resultate liefern und der wirklichen Zahl sich hinreichend nähern können. Es folgen sodann diejenigen Länder, deren Bevölkerung durch mehrere indirekte Methoden bestimmt worden, wie z. B. die Zählung aller Personen nach gewissen Abgaben, denen sie unterworfen sind, oder nach Familien, Feuerstellen und nach Häuserzahl, die man, was oft geschieht, mit der vorhergehenden nicht verwechseln darf. Endlich folgen diejenigen Länder, deren Bevölkerungszahl man nach der Wandelbarkeit der Bevölkerung, das heißt nach dem Verhältnis, in dem die Geburten, Sterbefälle und Ehen zu der Zahl der Lebenden stehen, abgeleitet hat. Keine dieser indirekten Methoden darf ausschließlich allein angewandt werden, sondern man muß die durch verschiedene Methoden

erhaltenen Resultate mit einander vergleichen. Und bei einem solchen Verfahren ist man sicher, Resultate erhalten zu haben, die mit denen identisch sind, welche man durch wirkliche Zählung gewonnen hat.

Diese erste Klasse der Länderräume begreift ganz Europa mit Ausschluß des Ottomanischen Reiches, ganz Amerika mit Ausschluß der Gebiete, welche die unabhängigen Wilden inne haben, China und mehrere Gegenden der übrigen Welttheile, in welche die Europäer sich niedergelassen haben, oder die sie beherrschen.

Aber in Beziehung auf diese Letzteren müssen wir noch bemerken, daß Schriftsteller, denen die Statistik eigentlich fremd ist, und mitunter auch Statistiker sehr oft die Bevölkerung als Resultat einer Volkszählung ansehen, welche die Ueberschusssumme der Geburten über die Sterbefälle zu einer gewissen Zeit ergiebt, die man zur Bevölkerungszahl in einer gegebenen Epoche hinzusetzt. So ist die vermeintliche Zählung, welche nach mehreren politischen und literarischen Zeitschriften im Jahre 1827 in Frankreich stattgefunden haben soll, nichts Anderes, als der Ueberschuh der Geburten über die Sterbefälle, die sich für dieses Königreich vom Jahre 1820 bis 1827 ergab, mit Einschluß der Bevölkerung, wie sie am Ende des Jahres 1820 war. — In derselben Weise berechnete man auch im Jahre 1815 die Bevölkerung des Königreichs der Niederlande. Wir verdanken die Kenntniß dieser wichtigen Thatsache Herrn Duetelet, der die Statistik mit so vielen nützlichen Arbeiten über diesen wichtigen Theil Europas bereichert hat. — Und um noch ein anderes Beispiel anzuführen, bemerken wir, daß vom Jahre 1801 an im Königreich Dänemark keine Zählung stattfand, obschon die Zeitschriften freilich uns von dieser Zeit an jährlich mit dergleichen beschenkten. Es war ganz einfach die numerische Wandelbarkeit der Bevölkerung, die man mit einer so sorgfältigen Genauigkeit berücksichtigte, daß diese in mehreren Staaten, welche man allgemein als am weitesten vorgeschritten in diesem Zweige der Staatsverwaltung anerkennt, als Muster empfohlen werden kann.

Bei der Kenntniß der numerischen Wandelbarkeit der Bevölkerung in allen den Staaten, in denen man Geburten, Ehen und Sterbefälle hat, haben wir dieses Mittel angewandt, um die Bevölkerung einiger Gegenden Europas und Americas für den Schluss des Jahres 1826 zu bestimmen. Aber wir haben uns wohlweislich gehütet, ohne Prüfung die übertriebenen Ergebnisse einiger einheimischer Schriftsteller und die Hasseln anzunehmen, Ergebnisse, von denen einige in den Reihen gewisser Zeitschriften, ja sogar mehrerer geographischer Werke in der Weise eine Stelle finden, als wären sie Resultate stattgefundener Zählungen. So z. B. erwähnen wir hier der vermeintlichen Zählung, nach welcher seit dem Jahre 1827 die Britisch-Amerikanischen Verein-Staaten 12,276,782 Bewohner gehabt haben, eine Summe, die mit der fast identisch ist, welche Hassel in seinem genealogisch-historisch-statistischen Almanach für das Jahr 1828 mittheilt, und die dieser gelehrte Statistiker nur als eine einfache Annäherungszahl gegeben hat. Wir haben in unserer Balance politique du globe für denselben Staat am Ende des Jahres 1826 nur 11,600,000 Bewohner angenommen und haben gegenwärtig die Genauigkeit, zu bemerken, daß unsere Schätzung fast gleichartig ist mit der des Herrn Steensen in dem Bericht, den dieser Gelehrte im Repräsentanten-Hause der Verein-Staaten am 25ten Februar 1829 vorgelesen hat. Herr Steenson schätzt die Bevölkerung der Verein-Staaten für das Jahr 1830 nur 13,000,000, während sie mehrere einheimische und fremde Schriftsteller schon vom Jahre 1824 an, die einen auf 12, die anderen auf 13, ja sogar auf 14 Millionen anschlagen.

Die zweite Klasse, die wir genannt haben, begreift alle die Länder, welche noch außerhalb des Gebietes der Statistik zurückgeblieben sind. Für diese Klasse kann die Bevölkerung nur mittelst mehrerer mehr oder minder zusammengesetzter Verfahrensarten ermittelt werden, die, insofern sie einzeln betrachtet werden, mehr oder minder ungewiß erscheinen, insofern sie aber gemeinschaftlich zusammengestellt werden, doch ein ziemlich genügendes Resultat liefern können. Die Hauptelemente dieser Berechnungen sind: 1) die Ausdehnung oder der Flächen-Inhalt des in Rede stehenden Landes; 2) sein Klima; 3) die Bodenbeschaffenheit, je nachdem sie fruchtbar oder unfruchtbar, gebirgig oder eben, dürrer, von Flüssen bewässert oder von Sümpfen bedeckt ist; 4) seine Lage gegen das Meer oder das Innere des Festlandes; 5) der Zustand des Ackerbaues, der sich, wie bei manchen wilden Stämmen, noch in der Kindheit, oder wie bei mehreren civilisirten Völkern, im Verfall befinden kann, oder auch im Gegentheil, wie in mehreren Gegenden Frankreichs, Ita-

liens und Englands, eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht; endlich 6) der gesellige Zustand der Bewohner, die entweder ganz wild oder ausschließlich Nomaden, Halb-Nomaden, Ackerbauer, mehr oder minder dem Handel, der Schiffahrt, den Fabriken und Manufakturen ergeben seyn können. Alle diese Verhältnisse sind einer Menge Abstufungen und Mäandernungen fähig, die auf die Vermehrung des Menschengeschlechts sehr einflussreich sind und eben deswegen von dem Geographen, der sich derselben bedient, um die Bevölkerung eines bestimmten Landes zu ermitteln, sorgfältig erwogen werden müssen.

In Gegenden, deren Bewohner auf einer niedrigen Stufe des geselligen Verbandes stehen, wo die Menschen z. B. nur von Früchten leben, die der Boden freiwillig erzeugt, oder von dem Gewinn ihrer Jagd oder Fischerei, wird man auf einem gegebenen Raume 18 bis 20 Mal weniger Personen finden, als man auf demselben Raume gefunden haben würde, wenn er von einem Hirtenvolke bewohnt gewesen wäre. Gegenden, in denen man Stämme begegnet, die, wie die Kasern, Arabischen Beduinen, Kalmücken und Mongolen, größtentheils von Milch und von dem Fleische ihrer Heerden leben, haben nur eine 25 bis 30 Mal lockerere Bevölkerung, als ein Land von gleicher Größe, falls es von einem ackerbauenden Volke bewohnt wäre, haben würde, weil die Herden ungeheure Räume erfordern, um das für ihre Erhaltung unumgänglich nöthwendige Futter zu finden. In einem Lande hingegen, wo Ackerbau getrieben wird, bietet die Arbeit einer geringen Personenzahl viel mehr, als zu ihrer Erhaltung nothwendig ist, und dieser Ueberschuß an Nahrungsmitteln kann eine große Anzahl anderer Personen auf einem Raume von unendlich kleinerer Ausdehnung ernähren, als für die Erhaltung eines aus lauter Hirten oder Wilden bestehenden Volkes nothwendig ist. Denken wir uns ferner in demselben Gebiete eine oder mehrere große Städte, die von Leuten bewohnt sind, welche dem Handel, dem Fabrikwesen und der Schiffahrt ergeben sind, so wird die Bevölkerung, welche ernährt werden kann, nur durch die Grenzen beschränkt seyn, welche der Reichtum der Bewohner selbst und ihre Handels-Verbindungen ihnen setzt. Denn sie zieht ja die zu ihrem Unterhalte nothwendigen Produkte nicht unmittelbar von ihrem eigenen Grund und Boden, sondern sie bezieht sie auch von ihren Nachbarländern, ja sogar von sehr entfernten Gegenden, wo ihre Handelsfreunde sie aufsuchen. So kann eine Stelle eine sehr verschiedene Anzahl Bewohner enthalten, je nach der Verschiedenheit ihrer geselligen Lebensweise.

Die Zahl der Waffenfähigen eines Volkes und die der Krieger wilder Stämme, die Zahl der Zelte bei Hirtenvölkern u. s. w. giebt ebenfalls eine Anweisung, mittelst welcher man die Gesammtheit der Personenzahl dieses Volkes ermitteln kann. Diese letzte Methode bildet fast bei allen Reisenden und bei mehreren Seefahrern die Grundlage zur Bestimmung der Seelenzahl der Völkerschaften, mit denen sie uns bekannt machen.

Die Menge gewisser Nahrungsmittel und Getränke, die jährlich verbraucht werden; der Salz- und Tabacks-Bedarf bei den Europäischen Völkern und ihren Abstammungen; die Consumtion des Opiums bei den Orientalen, des Streipösis bei den Birmanen, sind ebenfalls andere Mittel, die Bevölkerung eines Landes annäherungsweise herauszubringen.

Die Zahl der Städte, Marktplätze, Dörfer, Weiler, die in einem Lande zu einer bestimmten Zeit da waren, geben ebenfalls ein anderes Element, durch welches man einen gewissen Annäherungswert erlangen kann.

Sehen wir nun auf die praktische Seite einiger dieser Prinzipie. Unter den Ländern, welche zur ersten Klasse gehören, giebt es wohl mehrere, deren Bewohner sich in analogen Verhältnissen befinden, als die derjenigen Länder, welche zur zweiten Klasse gehören, d. h. man trifft wohl Länder, die von Ackerleuten, Nomaden, ja sogar Wilden zugleich bewohnt sind. Kennt man nun den Flächen-Inhalt eines Landes, dessen Bevölkerung unbekannt ist, so braucht man es nur mit einem Lande der ersten Klasse von möglichst gleicher physischer und moralischer Beschaffenheit zu vergleichen. Und da man nun die relative Bevölkerung, d. h. die Zahl der Bewohner auf einer Quadratmeile *) dieses letzteren kennt, so braucht man nur den Flächeninhalt des ersteren mit der relativen Bevölkerung eben dieses Landes zu multiplizieren, das man als vergleichenden Maßstab gewählt hat, und das Produkt giebt dann die gesuchte Zahl der Bewohner.

Der General Andreoffi stellte für Konstantinopel eine Berechnung an nach dem täglichen Wasser-Bedarf und fand, daß diese Stadt, mit Ausschluß von Stutari und den am linken Ufer des Bosporus liegenden Dörfern, 597,600 Bewohner haben könne. Diese Zahl ist fast identisch mit den Resultaten einer anderen Berechnung des täglichen Brodbedarfes in dieser Stadt. Nach diesem neuen Verfahren würde Konstantinopel mit Inbegriff von Stutari und den in der ersten Berechnung ausgeschlossenen Dörfern 630,000 Bewohner haben.

Diese verschiedenen Methoden haben wir, je nach den Umständen, bald einzeln, bald in gegenseitiger Verbindung angewandt, um die Näherungszahl der Bevölkerung aller der in der zweiten Klasse begriffenen Länder zu ermitteln. Der beschränkte Raum gestattet uns leider nicht, in die möglichsten Details einzugehen; wir verweisen aber alle diejenigen, welche sich vielleicht überzeugen möchten, wie weit ein kundiger Statistiker die Anwendung dieser indirekten Mittel ausdehnen kann, um nicht nur die gegenwärtige Bevölkerung eines Landes kennen zu lernen, sondern um sich auch bis zur Kennt-

*) Für diesen Begriff der relativen Bevölkerung hat unserm Wissen nach der verehrte Statistiker Hoffmann zuerst den treffenden Ausdruck *Vollständigkeit* gebraucht. Es.

nisi derjenigen zu erheben, welche es in dem längst verschwundenen Alterthum gehabt hatte, auf Hrn. Zomard's Abhandlung *Sur la population comparée de l'Egypte ancienne et moderne*. Sie werden da einsehen, auf welche lichtvolle Weise dieser Gelehrte, die übertriebenen Schätzungen Wallace's, Goguet's und anderer Gelehrten des letzten Jahrhunderts auf ihre richtige Größe zurückgebracht hat, da sie ihre Berechnungen nach Berichten falsch interpretirter Stellen alter Schriftsteller über die irrige Größen-Angabe dieser Gegend gegründet und ein unzuverlässiges Verhältniß zwischen der Zahl der Geburten und der Lebenden angewandt haben.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Les sept péchés capitaux. (Die sieben Todsünden.) Erzählungen von Michel Raymond.

Un mauvais ménage. (Scenen aus dem häuslichen Leben.) Von P. Pons. 2 Bde.

Tableaux de moeurs. (Sieben Novellen.) Von Mad. S. Dupuis. 2 Bde.

Le dernier banquet des Girondins. (Das letzte Gastmahl der Girondisten.) Scenen aus der Revolution, von Ch. Rodier.

Essai sur la philosophie des Hindous. (Die Philosophie der Hindus.) Aus dem Englischen des Colebrooke. Mit zahlreichen Bemerkungen über das Verhältniß dieser Philosophie zur Griechischen, von G. Pauthier. Erste Abthg.

Méditations d'un criminel de la jeune France sur la peine capitale. (Betrachtungen eines Verbrechers über die Todesstrafe.) Von S. Ponchon.

Claudia — oder die Gebete eines jungen Mädchens. Von Felix Servan.

England.

Die Kunst des Uebersetzens.

Bei Gelegenheit einer kürzlich von Hayward herausgegebenen Uebersetzung von Goethe's „Faust“ in Englischer Prosa.

(Schluß.)

„Folgende Stelle“, sagt Hayward, „aus der in einer Deutschen Zeitschrift enthaltenen Kritik eines Werks von Dr. Rosenkranz kann eine Vorstellung geben, in welchem Lichte Faust noch immer in Deutschland betrachtet wird: „Die verschiedenen Versuche, den unendlichen Faden des „Faust“, da aufzunehmen, wo ihn Goethe fallen ließ, obgleich an und für sich unfruchtbar und erfolglos, zeigen wenigstens, auf wie vielfache Weise dieses herrliche Gedicht aufgefaßt werden kann, und wie es jeder Individualität eine andere Seite darbietet. So wie der Sonnenstrahl sich in jedem Auge verschieden bricht und Himmel und Natur in jedem Seelenpiegel sich anders darstellen, so ist dieses unermessliche und unerchöpfliche Gedicht. Wir haben Kommentatoren und Fortsetzer des „Faust“ gehabt, die, von der praktischen Weisheit, womit er durchweht ist, ergriffen, das ganze Gedicht als eine große Sammlung von Lebensregeln betrachteten. Andere sahen darin nichts weiter, als eine pantheistische Lösung des Räthsels unseres Daseyns; Andere wieder, empfänglicher für den poetischen Genius, bewunderten bloß das poetische Gewand der Ideen, welche, an und für sich, ihnen von geringer Bedeutung schienen. Wieder Andere fanden nichts merkwürdiger darin, als die glückliche Darlegung einer philosophischen Theorie und die Musterung gewisser Irrthümer des praktischen Lebens. — Sie haben Alle Recht; denn von allen diesen Gesichtspunkten aus ist Faust groß und bedeutsam; allein, während er alle diese verschiedene Richtungen gleich Strahlen aus einem Fokus zu nehmen scheint, folgt er zugleich (doch den Meisten verborgen) seiner eigentümlichen, wahrhaft großen Hauptrichtung, nämlich der Beilegung des großen Zwiespalts der Welt, der Veröhnung des Realen mit dem Idealen. Niemand, dem diese Grundidee des Faust entging, ist im Stande, wir wollen nicht sagen, ihn zu erklären oder fortzusetzen, sondern auch nur zu lesen und zu verstehen. Diese Haupt-Basis schließt zugleich alle besondere Tendenzen desselben in sich, die religiöse, die philosophische, die wissenschaftliche, die praktische; und daher kommt es, daß der Theolog, der Gelehrte, der Krieger, der philosophische Forscher — Alle in dieser umfassenden Production etwas finden, das sie fesselt.“ — So viel über den Hauptplan. Die Charaktere sind, wie es scheint, kein Fleisch und Blut, sondern Personifikationen, deren hieroglyphisches Alphabet Doktor Hinrichs so glücklich war zu entdecken. Der Doktor meint: Faust bedeute die Philosophie, Wagner den Empirismus oder Experimentalismus. Die Philosophie sey übrigens Deutschland und der Empirismus die übrige Welt. Sehen wir uns nach einem ähnlichen Werke um, so erfahren wir, daß es der „Göttlichen Komödie“ des Dante auf ein Haar gleicht. — Von diesen verschiedenen Erklärungen ist in der That immer eine absurder als die andere. Kann wohl etwas phantastischer seyn, als die Entdeckung, daß Faust's Hauptweck die Ausgleichung des großen Zwiespalts der Welt sey? Wer fühlte wohl, nachdem er ihn gelesen, daß der Friede zwischen seinen in der Ewigkeit herumschweifenden Gedanken und der armen Welt Wirklichkeit des Lebens hergestellt sey? Das Gegentheil scheint uns viel leichter darzutun; wir könnten uns weit eher denken, daß mancher gläubige Leser dadurch auf einige Zeit unzufrieden mit seinem beschiedenen Theil, sowohl des Realen als Idealen, würde. Was den Vergleich mit Dante betrifft, so geben wir zu, daß Goethe's Genius tiefer und vielseitiger war, als der des Voltaire; dennoch aber nähert er sich weit mehr dem glatten Künstlerwesen Voltaire's, als der gediegenen und kräftigen Realität, die das ganze Wesen des

Florentiner Barden durchdrungen hatte. Wenn wir Werk gegen Werk halten, so giebt es in der „Pücelle“ Szenen, welche weit näher mit „Faust“ verwandt sind, als irgend ein Gesang, beinahe möchten wir sagen, irgend eine Zeile in der „Göttlichen Komödie“. Wie weit seine Kommentatoren die Absurdität trieben, mag man aus folgender Ankündigung entnehmen: „Herr Henster, Professor der Medizin zu Würzburg, erbietet sich zu einem Kursus von Vorlesungen über Universitäts-Wissenschaft und Universitäts-Leben im Allgemeinen, besonders aber über Medizin und über die beste Art, sie zu studiren, Alles nach Goethe's Faust.“ Wer sich der Goethe'schen Schilderung des Studentenlebens und seiner Lehren für die Nerzte erinnert, wird sich, wenn er sieht, wie sie förmlichen Vorlesungen — diese mögen nun ernst oder scherzhaften Tones seyn — zum Grunde gelegt werden, nicht mehr über manche Szenen wundern, die zuweilen auf Deutschen Universitäten vorkommen — über einen Auszug der Studenten nach irgend einem mons sacer, oder die Herstellung der akademischen Zucht durch eine Schwadron Kavallerie.

Solche Uebertreibungen und Verkürzungen sind um so weniger zu rechtfertigen, wo sie so ganz aus der Luft gegriffen sind, wie hier beim „Faust.“ Die Legende von dem Teufel und Doktor Faust war eine von den rohen populären Schöpfungen des Mittelalters, da Gott und Menschen noch vertraulicher mit einander umgingen als in unseren verfeinerten Zeiten. Sie hatte damals nur Einen Sinn, und den konnte man mit Händen greifen. Es gab von Zeit zu Zeit Gelehrte, welche, von dem Wahnsinn befallen, den Eitelkeit, einfaches Leben oder übel verdaute Gelehrsamkeit erzeugen können, den Ruf eines Bündnisses mit dem bösen Feinde nicht verschmähten. Kunst und Wissenschaft selbst wurden, während die wieder auflebende Gelehrsamkeit sich emporarbeitete, von dem Volke dieser Quelle zugeschrieben. Marlowe brachte den Faust auf die Bühne, von da stieg er zum Puppenpiel herab, und nachdem er durch Lessings Hände gegangen war, wurde er Goethe's Besitzthum. Dieser hat den Ruhm, ihn ganz umgeschmolzen und für immer zu seinem Eigenthum gemacht zu haben. Goethe selbst bestätigt diesen Stammbaum, so niedrig er auch ist: „Das merkwürdige Puppenpiel von Faust fand von jeher viel Anklang in meiner Brust. Auch ich hatte den ganzen Kreis des Wissens durchwandert und war zeitig genug zur Erkenntniß gelangt, wie eitel es sey.“ — Es ist auch nicht der geringste Grund zu der Voraussetzung vorhanden, daß der große Dichter irgend eine Hauptmoral in seinem Drama durchführen wollte, es sey denn die Darstellung der besondern Ansicht des menschlichen Lebens und Charakters, welche dem Faust von seinem ersten Entstehen an beigelegt wurde, und auf welcher in der That die ganze Tradition beruht. Der einzige Unterschied besteht in Goethe's viel großartigerer Auffassung des Stoffes, in der Kühnheit und Mannigfaltigkeit seiner Darstellung und in der Schönheit seiner Verse, welche jeden Reiz besitzen, den ein Zauberer ihnen verleihen oder wünschen kann.

Die Veränderungen, welche Goethe mit der alten Dichtung vornahm, müssen allerdings gewürdigt werden, insofern sie den dramatischen Effekt erhöhen; sie zeugen aber von seiner absichtlichen Aenderung des Effekts, auf den er in seinem ersten Zustande berechnet war. Goethe's Stück fängt, wie das von Marlowe, damit an, daß Faust in seinem Studirzimmer, in Nachdenken versunken, die Wissenschaften eine nach der anderen muftert, bis seine Wahl endlich bei der Magie stehen bleibt. In beiden Stücken wird er auf die nämliche Weise in Versuchung geführt. Er ergiebt sich dem Teufel um denselben Preis: vier und zwanzig Jahre, „in allen Wollüsten vollbracht“, und der gehorsame Mephistopheles immer zu seinen Diensten, der ihm „Alles geben wird, was er verlangt.“ Aber man muß bekennen, daß Goethe den dramatischen Charakter des Faust und Mephistopheles unendlich vervollkommen hat. Marlowe's Faust legt sogleich die sanfte und beschauliche Natur des Gelehrten ab und stürzt sich in sein abenteuerliches Leben mit den Gefühlen eines gemeinen grobsinnlichen Schwarzkästlers. Er läßt es sich gefallen, „daß sein Geist zu den alten Philosophen gehe“, wenn er nur den Papst necken, den Kaiser in Erstaunen setzen und die Pferdetrachte im Bierhause zum Lachen bringen kann. Goethe's Faust hingegen behält seine ganze, wenn gleich schuldbelastete Menschlichkeit. Er bleibt ein menschliches Wesen, das so unglücklich war, in dem Aufbruch der Sinne eine Zuflucht für ein abgestumpftes und getäushtes Gemüth, für einen verschrobenen und verwilderten Geist zu suchen. Das persönliche Interesse für ihn, als für einen Sterblichen, der über seine Kräfte versucht wurde, der seine Hoffnungen und Bestrebungen auf Einen schrecklichen Wurf setzte, und der dennoch das scharfe Gefühl des Elends, welches er über Andere bringt, behält, und den Abgrund, an dem er steht, vollkommen erkennt, bleibt bis zum letzten Augenblick ungeschwächt. Vergleicht man die Mephistopheles der beiden Dichter, so ist Marlowe's Teufel ein erbärmliches halb weinliches Geschöpf, von dem man nicht begreift, wie es unter Lucifer's Dienerschaft gerathen sey. Der Deutsche Mephistopheles aber, dessen Hauch Alles vergiftet, was er berührt, ist eine ganz andere Figur. Goethe hat ihn zu einem eben so bedeutsamen Charakter gemacht, wie den Faust, dessen Andenken kaum so tief in das innere Mark der Seele dringt, wie das des Teufels, der ein Doppelgänger jenes Satan ist, mit welchem Gott im Buche Hiob über die Götlichkeit im Menschen disputirt.

Mit dieser neuen Schöpfung jener beiden Charaktere ist eine neue und unendliche Mannigfaltigkeit der Intrigue verbunden. Faust und Mephistopheles gehen gemeinschaftlich auf Abenteuer aus. Einer solchen Genossenschaft, auf einer Wanderung von beinahe einem Vierteljahrhundert, müssen sich deren von jeder Art, natürliche und übernatürliche, darbieten, weit mehr, als sich in den Rahmen eines einzelnen Stückes bringen lassen. Jede Form menschlichen Lebens und Fühlens muß zum Vorschein kommen. Faust

war daher kein Werk, welches einen regelmäßigen Anfang und Schluß haben konnte. Es blieb auf dem Amboss liegen, um es bei Gelegenheiten, nach langen Zwischenräumen, wieder aufzunehmen. Zwischen 1765 und 1769 (?) geschrieben, wurde es 1790 zuerst herausgegeben und erschien 1807 in der erweiterten Ausgabe. Als Goethe von seinem Freunde, dem Doktor Zimmermann, gefragt wurde, wie es mit seinem Faust stände, brachte er einen Beutel voll Papierstreifen zum Vorschein. „Das ist mein Faust.“ In einem Stücke dieser Art muß jede Scene auf dieselbe Weise gelesen werden, wie sie geschrieben wurde, und jeder Theil desselben wird sich gewissermaßen als ein Ganzes erweisen. Allein, wenn es auch noch so lange ausgesponnen wird, so bleibt es doch immer nur ein Fragment. So äußerte sich auch Goethe, der weder Vorreden an das Publikum liebte, noch Erläuterungen über seine Werke selbst seinen besten Freunden geben mochte, in seinem Briefwechsel mit Schiller. Und in diesem Betracht ist selbst seine nachgelassene Fortsetzung nichts als ein Fragment.

Faust war, ehe ihn Goethe ausnahm, eine alte verbleichte Tapyeten-Figur. Wir bewundern so sehr, als irgend Einer, nicht allein den mehr als originellen Glanz, den er den Farben verlieh, sondern die Kunst, mit welcher er über die Hauptfiguren ein poetisches und lebendiges Interesse hauchte, welches sie vorher nie besaßen. Diese Figuren sind keine netromantische Maschinen mehr, es sind wahrhafte ergreifende Charaktere, denen er durch seine großartige Erweiterung des ursprünglichen Gewebes und durch die reiche Fruchtbarkeit, mit welcher er dasselbe auszufüllen wußte, ein unermeßliches Feld anwies. Und bei aller dieser Trefflichkeit wird dennoch kein Hauptzug in den ursprünglichen Gestalten oder wenigstens in dem Gange der Geschichte verwischt. So bunt und neu die Szenen auch seyn mögen, in welchen Faust mit seinem Herrn-Diener jetzt auftritt, er möge nun in Leipziger Weinkellern zechen, sich in Gretchen's Kammer schleichen oder auf dem Blocksberg herumtummeln: die moralische Krankheit, an der er leidet, und ihre Pein bleiben immer dieselben. Sie sind jetzt mehr entwickelt, aber sowohl Ursache als Folge sind dieselben, die sie waren, als er noch über seinen Büchern saß; das Neue liegt nur in den Umständen, unter welchen sie sich uns darstellen. Die ganze Legende aber, alt oder neu, scheint uns von der Art, daß nichts Mythisches darin liegen kann. Sie muß mehr oder weniger die Geschichte jedes menschlichen, wenigstens jedes denkenden und tief fühlenden Wesens seyn. Herr Hayward hat auf befriedigende Weise dargethan, daß Faust eigentlich die Offenbarung von Goethe's innerem Menschen sey. Die Ansichten des Deutschen Studentenlebens, die Satire auf den Schlandrian der akademischen Vorlesungen, die Seitenblicke auf Logik, Jurisprudenz und Medizin werden als die Ergebnisse seiner eigenen Erfahrungen nachgewiesen. Er ergab sich sogar in so weit der Magie, daß er einst mit Kräulein v. Klettenberg einen alchymistischen Kursus durchmachte. Gretchen's innerer Abscheu vor Mephistopheles ist der Scene aus seinem Leben entnommen, wo ein sehr häßlich gestalteter Freund, den er Mephistopheles nennt, und welchen er bei seiner Geliebten eingeführt hatte, ihm einen tückischen Streich spielte. Von dem Schwanken oder vielmehr stürmischen Bogen, das einst Goethe's Gemüth eine Zeit lang umherwarf, bis es fast im Strudel unterging, giebt der Umstand einen Begriff, daß in jener Periode Spinoza und die Bibel seine Lieblingsbücher waren, die er abwechselnd zu Rathe zu ziehen pflegte. Erinnern wir uns endlich, daß er seinen Faust immer für das Original zu Byron's „Manfred“ hielt, so können wir daraus so ziemlich abnehmen, in welchem Lichte er ihn selbst betrachtete; denn über die Tendenz des „Manfred“ ist wohl noch kein Leser im Zweifel geblieben. (Edinburgh Review.)

Bibliographie.

- The fossil flora of Great-Britain. (Fossile Flora Großbritanniens.) Von Prof. Lindley und W. Sutton. Ersten Bdes. zweite Abth. Pr. 22 Sh.
The Americans. (Die Amerikaner.) Von einem Amerikaner in London. Pr. 6 Sh.
Scripture history. (Biblische Geschichte.) Zur Erbauung junger Leute. Von E. Miller. Pr. 4 Sh.

A f r i k a.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Die Kapstadt, am Fuße des Tafel-, Löwen- und des Tafelberges amphitheatralisch sich erhebend, wird von diesem letzteren, dessen Namen ihre Gestalt am meisten bezeichnet, beherrscht; ihre rechtwinklig sich schneidenden Straßen sind meistens breit, gut gepflastert und zu beiden Seiten mit Eichen-Schößlingen und Fichten bepflanzt; die Häuser sind zierlich und dauerhaft, manche Schornsteine gewunden und die Außenseiten der Häuser mit kupfernen oder eisernen Verzierungen versehen, die sehr reinlich gehalten und bei den Reichen vergoldet werden. Durch Springbrunnen ist an allen Theilen der Stadt für Wasser gesorgt. Die öffentlichen Plätze sind zahlreich, und mehrere darunter dienen zu Märkten, die mit allem Nöthigen reichlich versehen sind. Der größte und schönste ist der Börseplatz, den enge Tannen-Alleen umgeben; an der Küste befinden sich die Fleischscharren, eine Straße scheidet die Schlachthäuser von den Läden, wo das Fleisch feil ist. Das Viertel, wo die Kaufleute wohnen, liegt im Mittelpunkt der Stadt; die Läden weitest an Pracht und geschmackvoller Ausstattung, insbesondere sind diejenigen bemerkenswerth, wo man Chinesische Erzeugnisse und Englische Goldarbeiten verkauft. Die Hottentotten, deren mehrere bei den Holländischen Familien in Diensten stehen, bringen den Ertrag der

Pflanzungen nach der Stadt; der Transport geschieht mittelst langer vierräderiger Wagen, die genau wie die in der Römischen Campagna aussehenden, von 8 bis 20 starken Ochsen gezogen. Das Vordergespann besteht jedes Mal aus 2 Ochsen; bei diesen befindet sich ein Knabe, der sie, wenn die Straßen sich wenden, leitet; der Führer aber ist mit einer Peitsche, deren Stiel 20 Fuß lang ist, ausgerüstet, und weiß damit sehr geschickt selbst die vorderen Ochsen zu erreichen. Ein sonderbares Schauspiel bilden in der Nähe der Märkte und Weinlager diese langen Reihen schwer beladener Wagen, diese gewaltigen Ochsen mit glänzender Haut, einen Wald von Hörnern darstellend, das dumpfe Gedröhne der Räder und die scharfen Töne der Führer in ihren Hüten aus Palmblättern, die wie das Dach eines Chinesischen Gartenhauses aussehen.

Der Stadttheil am Fuße des Löwenberges vergrößert sich zusehends durch die Bauten gewerblicher Engländer. Dort befindet sich ein Gottesacker, wo man eine große Anzahl von Leichensteinen findet, die für Engländer errichtet worden, welche Krankheiten halber Ostindien und Mauritius verlassen und hier — wo es sehr gesund sein soll — die ewige Ruhe gefunden haben. Die Holländischen Gräber sind nach Familien in beinahe chronologischer Ordnung an einander gereiht; ein Tempel im schönen Stil überragt dieses Todtenfeld, dessen Thier er gleichsam bildet.

Nach der Stadt zurückkehrend, sieht man unweit der Meeresküste lange Gebäude, welche man anfänglich für Kasernen oder Seilerbahnen halten möchte, die aber sehr geräumige Weinkeller sind. Ich ging in eines der minder beträchtlichen hinein, das Hrn. Collinson gehörte. Dort lagen in zwei Reihen 3472 Orbst Wein; die anderen Magazine waren auf gleiche Weise angefüllt; die Lese von 1831 war noch nicht ganz in der Stadt, und mit der des Jahres 1832 war man eben beschäftigt. Die Englischen Besitzungen auf Mauritius, Ceylon, im Westen und in Ostindien nehmen ihren Wein größtentheils vom Kap; außerdem wird jährlich viel davon nach England verschifft, und nach Abzug des inländischen Verbrauchs bleibt so viel übrig, daß Branntwein daraus fabrizirt wird. Der Weinbau hat seit 18 Jahren beträchtlich zugenommen; auch der Branntwein wird in Brennereien fabrizirt, deren Werke Tag und Nacht arbeiten. Die gewöhnlichen Kapweine sind mit dem Portwein zu vergleichen, und der Branntwein sieht dem Französischen nicht nach.

In Erinnerung des Ruhmes, den der Garten der Compagnie genoss, begab ich mich dorthin, wurde aber sehr getäuscht. Der eigentlich botanische Theil ist dem Garten des Gouverneurs einverleibt, den man nur auf besondere Erlaubniß zu sehen bekommt; die Abtheilung, welche dem Publikum geliebt ist, besteht aus schlecht unterhaltenen Eichen-Alleen, Rasenstücken, welche von dem Vieh der Beamten täglich abgefressen werden, und aus Beeten ohne Einsaßung. Am Ende des Gartens sind in einem Gebirge die Ueberreste des Thierhauses; man sieht noch einige Thiere, Hyänen, die eine lange Gefangenschaft noch nicht gebändigt hat, ein altes Löwenpaar und eine kranke 80 jährige Tigerin, die einen unerträglich Geruch verbreitet. Die Gleichgültigkeit der Regierung gegen die Naturgeschichte, in einer Gegend und einem Himmelsstrich, wo so viele fast noch unbekannte Produkte erzeugt werden, wird wieder gut gemacht durch die Privatsammlungen des Herrn Verreaux, eines Neffen des Naturforschers Saland, der das Museum des Pariser Pflanzen-Gartens mit einer großen Anzahl seltener Gegenstände bereichert hat. Das Afrikanische Museum wird hinsichtlich der Mannigfaltigkeit, des Glanzes und der Reinheit der Formen nicht minder als der schönen Erhaltung der Thiere von der Sammlung des Herrn Verreaux übertroffen. Dieser unermüdete Sammler hat seinem Vater — dessen Cabinet auf dem Boulevard Montmartre ist — mehr als 150,000 sorgfältig zubereitete Sachen zugesandt.

Sir Lower Todd hatte mich wissen lassen, daß Nachmittags 2 Uhr im Börsensaale, zum Besten der Armen, ein Verkauf von weiblichen Handarbeiten, die die hiesigen Damen angefertigt, stattfinden werde. Ich begab mich dorthin. Das Börsengebäude, ein längliches Rechteck von schönem Ansehen, ist an der Vorderseite mit einem Schiffsbauch geziert. Der Saal ist geräumig und war für die Versammlung, die zahlreich und glänzend war, geschmackvoll eingerichtet; die Arbeiten lagen auf langen mit Teppichen bedeckten Tischen ausgebreitet. Leicht unterschied ich die Holländischen Familien von den Englischen an der einfachen Kleidung, der Zurückhaltung, dem blonden lockigen Haar, der Weiße der Haut und dem Teint der jungen Mädchen. Die Frauen, welche den Verkauf besorgten, benahmen sich mit Anmuth und freundlichem Wesen, und man drängte sich so, zu kaufen, daß ich mit Mühe einige Zeichnungen erhielt. Mehr als anderswo bilden in den Kolonien die öffentlichen Versammlungen einen Wettstreit von Puß und Luxus, und die Engländerinnen des Vorgebirges entziehen sich diesem Gebrauche nicht, sie wenden Alles an, um bemerkt zu werden. Die an den Eingängen befindlichen Sammlerinnen waren aus den hübschesten ausgesucht. Die Militairmusik, die innerhalb Walzer und Arien der Hochländer spielte, war eine angenehme Zugabe.

Den folgenden Tag machten wir einen Ausflug nach Constanza; der Weg ist sehr reizend, theils durch die schönen Ausichten, die er darbietet, theils durch die Anlagen, die ihn in seiner ganzen Ausdehnung zieren. Nachdem wir 4½ Meilen, die Hälfte des Weges, zurückgelegt hatten, machten wir bei der Brauerei des Herrn van Keenen Halt. Der Eigenthümer nahm uns auf die freundlichste Weise auf, zeigte uns seine Fabrik, sein Wohnhaus, das ein Französischer Baumeister angeführt hat, und welches eine Art Schloß ist, seine Blumen- und Küchengärten. Von da begaben wir uns, nach einem

kurzen Aufenthalte, zu seinem Neffen gleiches Namens in Hoch-Constanza. Der Weingebenden, die den Namen Constanza führen, giebt es drei; kleiner, größer und Hoch-Constanza; das letztere Gewächs giebt den besten Wein, alle zusammen liefern jährlich über 200 Orbst Wein verschiedener Qualität; die Güte hängt weniger von der Beschaffenheit der Pflanze, als von dem Boden, der Lage, der Reife der Trauben und der Sorgfalt bei der Verfertigung des Weins ab. Der Boden von Hoch-Constanza liegt zum Theil auf einem Abhange, der nach der Südseite zugekehrt und durch Wälder vor den Seewinden geschützt ist. Die Erde ist leicht und zerreiblich, die Stöcke niedrig, ohne Pfähle und wohl ausgejätet; die Traube ist roth oder weiß und gleicht an Geschmack dem Muskat. Wir mußten in dem Keller des Herrn van Keenen alle Sorten kosten: den Muskatwein, den weißen, den rothen und den Pontak. Hoch-Constanza liegt nördlich von der Straße vom Kap nach der Simonsbucht; das Wohnhaus, in der Mitte der Besitzung, hat eine reizende Lage; eine nach Süden gehende Gallerie verschafft den Wohnzimmern eine angenehme Kühlung und bietet eine Aussicht das Thal entlang dar, die von Gebirg mit abwechselndem Grün begränzt wird. In der Mitte des Thales liegen die Keller und die sehr reinlichen Keller.

Auf die Einladung unserer freundlichen Wirths blieben wir den übrigen Theil des Tages bei ihnen; die Familie des Herrn van Keenen besteht aus ihm, seiner Frau und 4 Kindern zwischen 8 und 12 Jahren, 2 Knaben und 2 blonden rothwangigen Mädchen; der Mann und die Frau sprechen etwas Französisch. Nach einem freundlichen Mahle, wo uns bei dem Defert der schönsten Trauben und Pfirsiche der jüngste Knabe, schön wie ein Engel von Raphael, durch das Absingen eines Holländischen Nationalliedes ergötzte, besuchten wir die benachbarten Besitzungen, verließen Constanza um 7 Uhr und trafen 2 Stunden darauf in der Stadt ein, um Thee zu trinken. Den folgenden Tag reisten wir ab.

Mannigfaltiges.

— Religiöses Fest zu Lahore. Capitain Wade war während seines Aufenthaltes zu Lahore Zeuge von der Art, wie man das Fest des Wesent feiert. Nie wurde vielleicht in dem übrigen Theile des Indischen Kontinents so viele Pracht bei solcher Gelegenheit zur Schau gelegt. Wenn der Maharadscha, Rendschit-Singh, zu Lahore ist, so findet die Ceremonie in dem 2½ Meilen von dieser Stadt entfernten Tempel statt. Mit Anbruch des Tages stellte sich die Kavallerie und Infanterie längs des Weges auf, den der Prinz zu nehmen hatte, um sich nach dem Tempel zu begeben. Gegen 1 Uhr Nachmittags wurde Capitain Wade und sein Gefolge eingeladen, sich dem Zuge anzuschließen. Sie fanden den Maharadscha nahe am Delhi-Thor, von einem zahlreichen und glänzenden Haufen Serdars und anderen Offizieren umgeben, welche auf Elefanten ritten. Sobald sie angekommen waren, setzte sich der Zug in Bewegung. Die Soldaten, welche das Spalier bildeten, waren gelb gekleidet. Jedes Corps begrüßte den Chef, als er vorüber kam, und da es reguläre Truppen waren, so gab die Ordnung in allen ihren Bewegungen eher die Idee einer Europäischen großen Parade, als einer religiösen Ceremonie der Anhänger des Baba-Manek. Als man in den Tempel gelangt war, setzte sich der Maharadscha unter einen Thronhimmel, und nachdem die Priester ihm einige Stellen aus dem Granth oder heiligen Buche erklärt hatten, empfing er die Huldigungen seines Hofes, der Minister und der fremden Gesandten. Diese letzteren bildeten ein ziemlich starkes diplomatisches Corps, was einen auffallenden Beweis von der Macht und dem Einflusse des Rendschit-Singh gab. Außer den Franzosen waren da noch Gesandte von Kabul, von Kandahar und Sindhy, ferner Söhne von vertriebenen Königen und entthronten Fürsten. Diese letzteren schienen in Pendschab eben so zahlreich zu seyn, als in dem westlichen Theil der alten Welt. Abends wurde Capitain Wade und sein Gefolge zu einem Feste geladen, welches im Semman-Budsch, oder dem „Winkel des Palastes“, der in alten Zeiten für die Mogolischen Kaiser gebaut war, gegeben wurde. Der Hof, wo der Maharadscha seine Gäste empfing, war glänzend erleuchtet. Die Säle sind sehr hoch und geräumig; die Wände mit goldenen Verzierungen und mit vielen eingelegten Spiegeln bedeckt. Es wurde bei dieser Gelegenheit reichlich getrunken. Der Maharadscha war sehr aufgeräumt und erinnerte sich mit Vergnügen an ähnliche Feste, denen er beigewohnt hatte. (A. J.)

— Englische Herrschaften und ihre Dienstkleute. Nichts kann den Unwillen einer ehrbaren Englischen Hausfrau leichter erregen, als wenn sie auf dem Kopfe ihrer Dienerin eine kostbare Haube entdeckt, und schauen gar einige Löcher unter der Spitze hervor, so ist das Maß der Verehrtheit voll, und man hört den beliebten Refrain: „Es giebt heutzutage keine gute Dienstkboten.“ Selbst ihre etwanige Schönheit, die sie doch ohne ihr Verschulden besitzen, ist ein vollgültiges Zeugniß gegen die Dienstmädchen. Jene Leute, die „respektabeln“ Familien ihr Gesinde verschaffen, müssen sich hüten, daß keine Schönheit mit unterläuft. „O Madam, die ist zu hübsch für Sie.“ „Der Trost!“ sagt die Lady in ihrem Herzen, und laut: „Mein, nein, Herr M., ich habe genug von Euren Schönheiten in meinem Hause gehabt; ich will ein Mädchen, die respektabel aussieht.“ (N. M. M.)

*) Vergl. in Nr. 53 des Magazins v. J. 1832 die Schilderung der Zusammenkunft desselben Maharadscha mit dem Britischen Statthalter von Ostindien.